

Die Orden als Gottes Kirchentherapie

Biblische Überlegungen zur Not der Kirche und zur Not vieler Orden¹

Norbert Lohfink SJ, Frankfurt am Main

Vor wenigen Wochen hat Kardinal König von Wien seinen 80. Geburtstag gefeiert und die Leitung seiner Diözese abgegeben. Einer der letzten und persönlichsten Artikel, die er geschrieben hat, steht in einer Jugendzeitschrift („Entschluß“). Sein Titel lautet: „Die Kirche ist krank, sie kämpft ums Überleben“. Vielleicht erschrecken manche von uns über ein solches Vermächtnis. Aber vielleicht würden manche von uns auch sofort hinzufügen: „Auch die Orden sind krank, sie kämpfen ums Überleben.“

Ähnliche Empfindungen haben mich wohl bewegt, als Thema zu formulieren: „Biblische Überlegungen zur Not der Kirche und zur Not vieler Orden“. Aber dann habe ich mir ein Herz gefaßt und noch etwas wirklich Kühnes davorgesetzt: „Die Orden als Gottes Kirchentherapie“. Wer die Lage vieler Orden heute kennt, mag den Kopf schütteln. Und doch glaube ich, daß wir nicht das Recht haben, geringer von uns und unserer Sache zu denken.

Denken wir zunächst einmal ein wenig gemeinsam über die Not der Orden nach. Vielleicht wird in manchen Konventen eher zu häufig darüber gesprochen. In anderen vielleicht zu wenig. Machen wir die Frage thematisch, damit wir nachher wirklich eine gemeinsame Frage an die Bibel haben.

1. Die Not der Orden, wie wir sie erfahren und wie wir sie erfahren müßten

Früher konnte man damit rechnen, daß jedes Jahr eine bestimmte Anzahl junger Menschen entschieden oder schüchtern an den Klosterpforten läutete. Die jungen Leute erkundigten sich, ob sie vielleicht in diese oder jene Gemeinschaft eintreten könnten. Die Zahl war manchmal ein wenig zu niedrig, manchmal ein wenig zu hoch. Im ganzen aber doch ungefähr gerade so, daß die Gemeinschaften und ihre Werke ihren Weg durch die Zeit weitergehen konnten.

Das ist, wie wir alle wissen, jetzt nicht mehr so. Es finden sich zwar erstaunliche Ausnahmen. Aber für die meisten Gemeinschaften trifft es zu: So ist es nicht mehr.

Es gibt dafür eine ganze Reihe von Erklärungen, die alle einander ähnlich sind. Ich greife eine einzige, die ich schon häufig gehört habe, heraus. Wenn

¹ Vortrag auf der Wanderakademie für Ordensleute im Erzbistum Köln, 7.–10. Oktober 1985. Die Vortragsform wurde beibehalten.

ich sie höre, dann denke ich mir immer: Wie falsch! Obwohl die Tatsachen, auf die sie sich stützt, stimmen. Diese Erklärung sagt: Das hängt an der Entwicklung zur Kleinfamilie. Unser Nachwuchs kam früher hauptsächlich aus Familien mit vielen Kindern. Die gibt es kaum noch. Also haben wir keinen Nachwuchs mehr.

Wer so spricht, weiß der, was er sagt? Wenn ein Orden wirklich von Kindern lebte, die eine Familie nicht mehr anders im Leben unterbringen konnte, als indem man sie ins Kloster brachte, dann war er vielleicht nur noch so etwas wie ein Versorgungsinstitut. Heutzutage brauchen für ihre Versorgung selbst Kinder aus kinderreichen Familien kein Kloster mehr. Es gibt jetzt viel mehr zugängliche Berufe für den einzelnen als früher, auch für die einzelne Frau. Auch Ehen kann man heute viel leichter schließen als früher, wo das meist ja auch die Gründung oder die Übernahme eines Wirtschaftsunternehmens war, ob es sich nun um einen Bauernhof handelte oder um einen Handwerksbetrieb oder um nochmals etwas anderes. Wer damals, weil er aus einer kinderreichen Familie stammte, an ökonomische oder gesellschaftliche Barrieren stieß, konnte natürlich, katholisches Milieu vorausgesetzt, bald auf den Gedanken an ein Kloster oder einen Orden kommen. Aber wer garantiert denn dann dafür, daß das im Normalfall wirkliche, von Gott geweckte Berufe für das Leben in einer Ordensgemeinschaft waren? Hat eine Gemeinschaft, die sich auf solche Weise rekrutierte, nicht vielleicht schon längst heimlich unter Nachwuchsmangel gelitten, als äußerlich die Zahlen noch stimmten?

Bitte verstehen Sie mich richtig. Ich sage nicht, daß alle unter uns, die aus großen Familien kommen (ich gehöre auch dazu), keinen wahren Ruf Gottes für ihren Lebensweg hätten. Aber wenn wir daran glauben, daß Gott dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken kann, dann ist es reiner Unglaube, wenn wir die Tatsache, daß plötzlich weniger Menschen zu uns kommen, damit begründen, daß es heute nur noch Kleinfamilien gibt. Wenn Gott aus Steinen Glaubende machen kann, warum dann nicht aus Einzelkindern Ordensberufe?

Derselbe Unglaube liegt übrigens vor, wenn unsere bischöflichen Ordinariate für die nächsten Jahre mit einem neuen Rückgang der Priesterberufe rechnen, weil der berühmte Pillenknick kommt. Natürlich wird dann die Zahl der jungen Menschen eines bestimmten Jahrgangs kleiner sein. Aber ist Gott an Prozentzahlen gebunden? Darf er nicht mehr als einen festliegenden Bruchteil eines Jahrgangs zum Priestertum berufen?

Der Ausmarsch mit den Füßen aus den traditionellen Orten radikalen christlichen Lebens hat in unseren Jahrzehnten stattgefunden. Es gibt noch mehrere andere Erklärungen, die ungefähr auf der gleichen Ebene liegen, wie die von der modernen Kleinfamilie. Sie stimmen alle und stimmen doch nicht. Sie rechnen eigentlich nicht mehr mit Gott. Ich will nicht weiter auf sie eingehen. Ich habe dieses ganze Thema, das uns ja alle seit Jahren beschäftigt, überhaupt nur angeschnitten, um zu sagen: Wir müssen uns, wenn wir über den Sinn und die Zukunft unserer Existenz als Orden nachdenken, von vornherein auf eine andere Ebene begeben, auf die des Glaubens.

Auf dieser Ebene aber gibt es überhaupt nur zwei Möglichkeiten.

Entweder haben wir selbst unsere Berufung verraten, so daß Gott uns nicht mehr gebrauchen kann und sich andere Weisen ausdenken muß, um sein Werk in der Kirche und seiner Welt weiterzuführen. Dann gäbe es vielleicht noch eine Chance der Bekehrung, so daß wir neu für Gott zur Verfügung ständen.

Oder er will sein Werk einfach auf eine andere Weise weiterführen. Viele von unseren Gemeinschaften waren vielleicht seine Werkzeuge durch eine bestimmte Epoche. Aber jetzt braucht er andere Werkzeuge. Das ist nicht abschließbar, und wie sollten wir, wenn wir ihn schon als den immer wieder neuen, nie von uns begreifbaren, auf immer wieder überraschende Weise liebenden Gott langsam zu erkennen und wiederzulieben gelernt haben, ihm nicht täglich versichern, daß sein Wille geschehen soll, nicht der unsere?

Unser wahrer Schmerz, wenn wir uns über die Tatsachen nichts vormachen und dabei auf dieser Ebene des Glaubens mit unserem Geschick umzugehen versuchen, besteht darin, daß wir nur in den seltensten Fällen durchschauen, welche der beiden Möglichkeiten für uns und unsere Gemeinschaft zutrifft.

Es ist nicht allein unser Schmerz. Vielleicht ist es noch mehr ein Schmerz, den in diesen Jahren viele junge Menschen ausstehen und durchleben müssen. Als Theologieprofessor begegnet man ihnen jetzt immer häufiger. Noch vor einigen Tagen war eine junge Frau bei mir. Ich ändere einige Kleinigkeiten, damit Sie sie nicht wiedererkennen können. Natürlich Laientheologin – das Studium der Theologie ist heute meistens der Parkplatz, auf dem man zunächst einmal sein Lebensauto abstellt, bis die Dinge sich klären. Meine Besucherin wußte: Gott will mich. Am Anfang hatte sie ihren Ort im pastoralen Dienst der Kirche gesehen. Aber schon vor einiger Zeit wurde ihr klar, daß es in ihrer Diözese nicht genügend Stellen für Pastoralreferentinnen gibt, und daß für sie, die nicht die allerbesten Prüfungsnoten hat, eigentlich keine Chancen bestehen, angestellt zu werden. Irgendwie roch ihr das Ganze, je näher sie es kennenlernte, auch nicht mehr so richtig. Es roch etwas zu sehr nach kirchlicher Bürokratie und pastoralem Beamtentum. Das hatte ihr eigentlich nicht vor Augen gestanden, als sie den Ruf Gottes vernahm. Sie hat dann daran gedacht, in einen Orden einzutreten. Sie ist längere Zeit in den Häusern von zwei Gemeinschaften gewesen, hat dort mitgelebt und hat sie sich genau angesehen. Aber dann konnte sie sich doch zu keinem Orden anschließen. Auch das war es offenbar nicht. Warum, wußte sie nicht genau zu sagen. Aber sie sagte mir: Es war nicht so, daß ich Angst gehabt hätte. Sie war auch zwischendurch ein Jahr in der dritten Welt und arbeitete in einer Vorstadt für die Ärmsten. Es hat sie zutiefst geprägt. Und doch: Auch das war es nicht. Jetzt fragte sie mich nach neuen Gemeinschaften, Basisgemeinden oder so etwas, vielleicht könnte da irgendwo der Ort sein, der in dem Ruf, den sie gehört, eigentlich gemeint war. So dachte sie. Ich hielt das nicht für ausgeschlossen. So gab ich ihr eine Adresse. Was daraus wird – ich weiß es nicht.

Was früher nur der eine Ordensberuf war, bei dem man höchstens noch zwischen verschiedenen Orden schwanken konnte, ist heute also von viel mehr Möglichkeiten besetzt: der Dienst in der Seelsorge, ein Engagement in der dritten Welt, neue Typen von kleinen christlichen Gemeinschaften, und dann auch noch die alten Orden.

Was ist das doch für ein Suchen und damit verbunden ein Leid, bis solch ein Mensch heutzutage in der Kirche seinen Ort gefunden hat. Und zumindest von meiner Erfahrung her häufen sich in den letzten Jahren die Fälle dieser Art.

Die Frage, die diese Menschen so lange umtreiben kann, ist unsere eigene Frage, die, was mit uns eigentlich vor sich geht: ob Gott uns nicht mehr brauchen kann, weil wir uns nicht bekehren, oder ob er uns nicht mehr brauchen will, weil er nun einmal etwas Neues beginnt. Es ist unsere Frage, nur von der anderen Seite her, von denen her, die einen Ruf hören, aber viel schwerer als die Berufenen früherer Generationen unterscheiden können, was dieser Ruf denn nun konkret meint in dieser Situation der Kirche und ihrer selbst.

Ich habe fast die Vermutung, daß die Zahl der Rufe Gottes – wenn man sich so ausdrücken darf – sich gar nicht geändert hat. Sie sind heute da wie eh und je, und Gott wirkt immer weiter seine Wunder in den Herzen der Menschen. Nur, ob sie in unsere Gemeinschaften hineinführen oder woanders hin, das ist die Frage. Und wenn sie nicht zu uns hinführen, dann ist die andere Frage die, ob wir selber Gott durch unsere Schuld in die Arme gefallen sind, oder ob eigentlich so alles ganz in Ordnung ist, weil Gottes Geschichte jetzt eben an einer anderen Stelle weitergeht, nicht mehr da, wo sie früher weiterging und wo damals unser wichtiger Platz war und für uns auch heute noch ist.

Nur in seltenen Fällen werden wir in der Lage sein, hier eine Antwort zu geben. Es wird selbstverständlich immer angebracht sein, nach der eigenen Schuld zu fragen. Um nach ihr fragen zu können, aber auch um inneres Verständnis für mögliche Wege Gottes geschenkt zu bekommen, die vielleicht jetzt an uns vorbeiführen, woandershin – für beides ist es gut, immer wieder neu nach der Bibel zu greifen und in ihr wieder neu zu studieren, was denn eigentlich Gottes Anliegen, was sein Wille in dieser Welt ist.

Wenn wir wieder ein wenig mehr Blick bekommen für das, worum es Gott in der Geschichte eigentlich geht, dann haben wir einerseits vielleicht eher einen Maßstab, an dem wir unsere Schuld und unser Versagen messen können. Andererseits gewinnen wir vielleicht die innere Freiheit, ja sogar Freude, wenn wir erkennen, daß Gott seine Sache in der Welt durchaus auch heute weiterführt, wenn nun vielleicht auch in anderer Gestalt und mit anderen Menschen, weil die Lage anders geworden ist und Neues nottut.

Ich setze dabei voraus, daß die Klöster, die Orden und die anderen geistlichen Gemeinschaften nicht eigentlich eine besondere Sache in der Kirche sind, sondern daß hier letztlich normale Christen zusammengefunden haben. Es sind einfach Gemeinschaften von Christen, die ihren Glauben beim Wort nehmen. Nehmen Sie zur Verdeutlichung die Tatsache, daß bei unseren frü-

hen Ahnen, den alten Mönchen, die Übernahme des Mönchsgewands als eine Wiederholung der Taufe betrachtet wurde. Was jeder Christ in der Taufe tut, das tut der Mönch oder die Nonne noch einmal, neu, endlich ernsthaft, wirklich, wenn das neue Gewand übernommen wird: mit Christus sterben und zu einem neuen Leben auferstehen. Dies vorausgesetzt, brauchen wir die Bibel nicht darnach zu befragen, was in ihr über die Orden steht – darüber steht nämlich direkt nichts in ihr –, sondern nur darnach, was in ihr über die Christen steht. Darüber steht viel in ihr.

2. Gottes Absicht in der Geschichte: Die Verwandlung der Welt

Ich beginne mit dem, was wir alle einmal gelernt haben und alle für richtig halten: Gott will uns retten. In den älteren Katechismen steht: er will unsere Seelen retten. Doch lassen wir die von uns meist falsch verstandene Rede von der Seele beiseite und achten nur einmal auf das Wort „retten“. Von ihm allein aus läßt sich schon alles entwickeln. Was ist damit in der Bibel gemeint?

In der antiken Welt war das „Retten“ die Hauptaufgabe der Könige. Das ist kaum bekannt, aber in unserem Zusammenhang sehr wichtig. Es gab in den letzten Jahrhunderten vor Christus eine ganze Reihe von hellenistischen Herrschern, die in ihrer Titulatur feierlich das Wort „soter“, der „Retter“, trugen.

Auch in der Bibel hat das Wort „retten“ diesen Ort. Um das an einem Beispiel zu zeigen: Gleich beim ersten König Israels, bei Saul aus dem Stamme Benjamin, ereignete sich nach seiner Wahl zum König folgendes: Eine Anzahl von Leuten, die nicht mit der Wahl einverstanden waren, taten sich zusammen, verachteten ihn und huldigten ihm nicht mit einer Gabe. Sie sagten nämlich zueinander: „Wie kann denn der uns retten?“ (1 Sam 10,27). Wir brauchen nicht weiter zu verfolgen, was mit diesen Nichtsnutzen, so die Bibel, geschah. Für uns ist nur wichtig: Das, was man von einem König, was man von dem, der den Staat betrieb, erwartete, war: Rettung.

Vor allem Rettung vor Feinden von außen. Aber auch Rettung aus Not von innen: Rettung der Gesellschaft aus schlechten Strukturen, die sich durchgesetzt hatten, Rettung einzelner, die in Not geraten waren, Rettung der Witwen und Waisen, der ausländischen Mitbürger, der Armen und Kranken, durch Hilfe und gerechten Richterspruch.

Die Königsaufgabe „Rettung“ ist also ganz und gar auf die menschliche Gesellschaft gerichtet. Auf ihre ständige notwendige Verwandlung aus dem Unheil in größeres Heil und Glück hinein. Die Qualität eines Königs und des von ihm verwalteten Staats mißt sich daran, in welchem Maß man ihn als einen „Retter“ bezeichnen kann.

Wenn nun in den Psalmen und überhaupt fast auf jeder Seite des Alten Testaments von Gott als dem eigentlichen Retter die Rede ist, dann stand den biblischen Autoren genau dieser Sinn des Wortes vor Augen. Israel hatte nur in

einem Teil seiner Geschichte Könige. Aber selbst dann betrachtete es seinen Gott Jahwe als seinen eigentlichen König. Er wollte Israels Retter sein. Er wollte Israel verwandeln wie nichts sonst in der Welt. In Israel sollte eine Gesellschaft entstehen, in der es keine Armen mehr gibt und in der die Menschen ihre Schwerter in Pflugscharen umschmieden können, weil selbst die Kriege ein Ende haben.

Die urbildliche „Rettung“ ist die Befreiung Israels aus Ägypten. Sie ist der Inhalt des Glaubensbekenntnisses Israels (Dtn 26,5–9). Wir waren Sklaven in Ägypten. Wir wurden arm gehalten, mißhandelt, ausgebeutet. Aber wir schrien zu Jahwe, dem Gott unserer Väter. Er hörte uns und führte uns mit mächtiger Hand aus dieser Situation heraus und brachte uns in ein Land, wo Milch und Honig strömen – das meint vor allem: in eine verwandelte, glückliche Gesellschaft hinein, gebaut nach jener Gesellschaftsordnung, die unterwegs am Sinai proklamiert worden war.

Rettung: das hat also etwas mit dem Zustand unserer Welt zu tun, es hat mit Gesellschaft zu tun und mit dem Ende des menschlichen Elends in dieser Zeit.

Israel erfährt nun allerdings, wie es selbst Gottes Werk immer wieder zum Scheitern bringt. Jede Gegenwart erweist sich noch als etwas Vorläufiges. Der Blick geht immer mehr auf die Zukunft, und die Hoffnung richtet sich immer mehr auf ein reines Handeln Gottes. Am Ende der Geschichte des Alten Testaments ist es sonnenklar: die wahre Rettung kann kein menschlicher König, kein menschliches Gesellschaftssystem schaffen, und sei es auch der idealste Staat. Nur von Gott kann man sie erhoffen, und sie ist verheißen und wird erhofft für jene Endzeit, wo Gott wirklich als König herrschen wird.

Als Jesu auftrat, hatte er nur eine Botschaft: Diese Endzeit ist gekommen, die Königsherrschaft Gottes ist nah. Was Königsherrschaft Gottes meinte, brauchte er nicht zu erklären. Das wußten alle aus ihrer Bibel.

Die Zeit der Rettung war nah. Von jetzt an begann, um das Gleichnis Jesu zu verwenden, die Saat des Gottesreiches, der neuen und verwandelten menschlichen Gesellschaft, zu wachsen und Frucht zu bringen, dreißigfältige, sechzigfältige, hundertfältige Frucht. Der Ort, wo das geschehen sollte, war das Volk Gottes, die Kirche. Sie ist die neue Gesellschaft. Um sie, und um sie allein, geht es Gott in der menschlichen Geschichte.

Allen anderen Gesellschaften sollte sie nach dem Willen Gottes gegenüberstehen als der von Gott in die Geschichte eingebrachte Kontrast. Sie sollte der höchste aller Berge sein, der über die anderen Berge emporragt. Sie sollte die Stadt auf dem Berge sein, die die Menschen aus der Ferne sehen und zu der die Völker sich auf die Wallfahrt begeben, um zu lernen, wie eine gerechte, friedliche und glückliche Gesellschaft aussieht.

Sind wir gewohnt, die Botschaft von der Rettung so zu verstehen? Um Mißverständnisse zu vermeiden: diese gesellschaftliche und diesseitige Sicht der Rettung, die Gott uns bringen will, bedeutet in keiner Weise, daß es dabei

nicht um die Rettung jedes einzelnen Menschen ginge. Die Gottesherrschaft, die Jesus bringt, ist so geartet, daß man in sie nur eintritt, wenn man sich im Glauben von Gott ergreifen läßt und dabei im Innersten verwandelt wird. Auch geht es in keiner Weise darum, das Jenseits zu leugnen. Was wir sind, wird voll erst offenbar werden, wenn wir da sind, wo der Anführer unserer Rettung, Jesus, der Gekreuzigte und Auferstandene, jetzt schon weilt: bei seinem Vater. Schließlich wäre alles völlig mißverstanden, wenn man sagte, hier werde die Lehre vom Kreuz gelehnet. Nein, mitten zwischen dem Weizen wächst das Unkraut, solange der Herr der Ernte noch nicht gekommen ist und die Schnitter ausgesandt hat. Das Unkraut will den Weizen ersticken. So wird diese neue Gesellschaft Gottes immer nur unter Verfolgung und Leid existieren. Trotzdem wirkt Gott das Wunder der Verwandlung dieser Welt schon jetzt in dieser Zeit, und um dieses Wunder eigentlich geht es ihm.

Geht es darum auch den Christen unserer Zeit und unseres Landes? Hier kommen wir nun an die kritischen Fragen.

Ich habe, ebenso wie mein Bruder und einige andere Theologen, in den letzten Jahren versucht, diese Sicht der Lehre von der Rettung und der Lehre vom Gottesreich, die in der Bibel evident vorliegt, die aber von unseren Mitchristen weithin kaum gesehen zu werden scheint, in Veröffentlichungen und Vorträgen herauszuarbeiten. Wir haben dabei zur Verdeutlichung zwei moderne, eher gesellschaftswissenschaftliche Begriffe verwendet. An diesen Begriffen hat sich eine Diskussion entfacht, und gerade an ihnen scheinen sich oft die Geister zu scheiden.

Die beiden Begriffe, die wir für die Kirche eingeführt haben, lauten: die Kirche sollte eine göttliche „Gegengesellschaft“ oder „Kontrastgesellschaft“ gegenüber den korrupten Gesellschaften unserer Welt sein, und wenn sie sich vor dieser Aufgabe nicht verschließt, könnte sie für die Welt zu einer Art „Modellgesellschaft“ werden.

Beide Begriffe haben natürlich ihre Gefahren. Wenn man „Kontrastgesellschaft“ sagt, liegt der Ton vielleicht zu sehr darauf, daß man gegen etwas ist, und nicht darauf, daß man vor allem von Gott her positiv etwas besitzt, was dann von selbst alles sonst in menschlichen Gesellschaften Mögliche überragt. So wirkt das Wort vielleicht zu negativ und weltverneinend. In Wahrheit gibt es natürlich nirgends so viel „Welt“ und „Wirklichkeit“ wie da, wo endlich Gottes Schöpfung voll zu sich selbst kommen kann. Und andererseits wird heute oft vielleicht etwas zu wenig gesehen, daß es auch eine „böse Welt“ und so etwas wie eine christliche Abkehr von der „Welt“ geben müßte.

Ebenso kann man aus dem Wort „Modellgesellschaft“ so etwas wie Hochmut heraushören, elitäres Bewußtsein, das das Gute außerhalb der Kirche nicht anerkennen möchte. Aber darf man wegen dieser Gefahr darauf verzichten, die klaren Worte der Bibel, die von der Stadt auf dem Berge reden und von der Wallfahrt der Völker nach Jerusalem, auszusprechen? Wenn man sie nicht totschweigt, ist es ja dann um so beschämender und demütigender, wenn man erlebt, wie wenig man selbst diesen Worten entspricht. Will man vielleicht die-

ser Beschämung ausweichen, indem man das Wort „Modellgesellschaft“ lieber schon gar nicht für die Kirche beansprucht?

Ich weiß es nicht. Vielleicht liegt der Grund noch einmal woanders: nämlich in der Tatsache, daß sowohl in dem Ausdruck „Kontrastgesellschaft“ als auch in dem Ausdruck „Modellgesellschaft“ das Wort „Gesellschaft“ steckt. Dieser Bestandteil zwingt nämlich dazu, sich überhaupt zur Kirche als „Gesellschaft“ zu bekennen. Das aber paßt offenbar gar nicht zu dem, was wir uns heute unter dem Verhältnis von Kirche und Gesellschaft im allgemeinen vorstellen.

Wir denken uns die Zusammenhänge nämlich lieber so, wie unsere Gesellschaft das wünscht, und die wünscht es sicher nicht so, daß ihr so etwas wie eine „Kontrastgesellschaft“ am Busen wachsen würde.

Wie unsere Gesellschaft sich die Dinge vorstellt, ist in den Grundzügen schon im 17. Jahrhundert bei einem der ersten Gesellschaftstheoretiker der Neuzeit formuliert worden, bei Thomas Hobbes. Er fühlte sich damals noch verpflichtet, seine Theorie vom moderner Staat auch theologisch zu begründen. Deshalb ging er die ganze Bibel von Anfang bis Ende durch und führte aus ihr den Beweis, daß es so etwas wie Gottesherrschaft nur in den Zeiten des Alten Testaments gegeben habe, nicht mehr aber seit Jesu Tod. In Israel habe Gott noch aus einem Volk eine besondere Gesellschaft machen wollen. Als Jesus umgebracht worden war, habe er diesen Plan aber aufgegeben. Erst wenn Jesus am Ende der Zeiten wiederkommt, werde es wieder eine von Gott direkt regierte ideale menschliche Gesellschaft geben – dann selbstverständlich im Jenseits.

Da werde dann der Staat überflüssig sein. Jetzt dagegen sei die Zeit des Staates. Die Kirche habe nur eine Aufgabe: den Staat bei der Erfüllung seiner Aufgabe zu unterstützen. Sie müsse deshalb für die Moral der Bürger sorgen. Sie habe die Menschen zu ermuntern, so zu leben, daß sie bei Christi Wiederkunft auch in das Himmelreich eingelassen werden. Die leidenden Menschen solle sie mit dem Hinweis auf die verheißene ewige Seligkeit trösten.

Die Beweisführung, die Hobbes aus den biblischen Texten vorbrachte, war zweifellos falsch. Aber sie scheint die Intellektuellen von damals überzeugt zu haben. Das war in den Anfängen des Nationalstaats und der bürgerlichen Wertvorstellungen. Inzwischen leben wir in den Endzuckungen dessen, was damals begann.

Vieles hat sich inzwischen geändert. Kein Gesellschaftstheoretiker hat es mehr vor der Öffentlichkeit nötig, seiner Staatstheorie einen theologischen Teil anzuhängen, damit die Leser ihm seine Ansichten auch abkaufen. Unsere Gesellschaft ist auch komplexer und differenzierter geworden, als Hobbes voraussehen konnte. Doch eines hat sich bei alledem nicht geändert: die Rolle, die innerhalb der Gesellschaft der Religion zugewiesen wird, ihre Ausschaltung aus allem, was mit dieser Erde zu tun hat.

Unser gesellschaftliches Gesamtsystem ist komplex geworden. Das heißt, es hat sich in funktionale Subsysteme aufgeteilt, die relativ selbständig sind und

einander jeweils ergänzen: den Staat, die Wirtschaft, die Kunst, die Erziehung, die Freizeit, die zum Intimraum zusammengeschrunpfte Familie. All das sind in sich stehende Sinnregionen.

Die Gesellschaft ist wie ein Haus mit vielen Zimmern, die durch Türen verbunden sind. Jeder Mensch geht jeden Tag mehrmals von einem Zimmer ins andere. Man wacht etwa auf im Intimsystem Familie, nach dem Frühstück verbringt man eine Zeit auf dem Weg zur Arbeit im Verkehrssystem, dann zieht man sich um und verbleibt lange im Wirtschaftssystem. Man ist nicht nur anders gekleidet als vorher, man redet auch anders, hat mit anderen Menschen zu tun, handelt nach anderen Werten und Normen. Irgendwann zieht man sich wieder um, geht etwa in einen Tennisclub. Er gehört zum Freizeitsystem. Wenn man am Abend wieder ins Intimsystem zurückkehrt, waren die Kinder unterdes im Erziehungssystem gewesen, vielleicht auch in dem davon durchaus unterschiedenen der Jugendkultur. Man freut sich vielleicht auch, daß kein Anlaß besteht, mit den Systemen in Verbindung zu treten, in die alle Arten von für die Gesellschaft eigentlich nicht brauchbaren Personen untergebracht und einerseits versorgt, andererseits aber auch eliminiert werden: den Krankenhäusern, Asylen, Gefängnissen, Altersheimen. Das ist das soziale System. In jedem System verhält man sich anders, spricht man anders, fühlt man anders, hat man mit anderen Menschen zu tun. Das war keineswegs immer so. Früher hingen die Dinge viel mehr zusammen. Man frühstückte auf dem Bauernhof mit den gleichen Menschen, mit denen man nachher zur Arbeit ging, und auch die Kranken und Alten waren dabei und gehörten noch dazu.

Unter diesen vielen Subsystemen gibt es auch eines, das man die „Religion“ nennen kann. Sie wird weitgehend, wenn auch nicht ausschließlich, von den traditionellen christlichen Großkirchen betreut. Es wird aber für die Gesamtgesellschaft nicht viel ausmachen, wenn demnächst in diesem Raum auch die islamischen Religionsdiener für einen bestimmten Teil der Bevölkerung entsprechende Funktionen übernehmen.

Was leistet nun das religiöse Subsystem in unserer Gesellschaft? Im „religiösen Bereich“ tankt der Mensch zum Beispiel am Sonntag ein wenig festlichen Glanz auf, gerade so viel, wie er braucht für die lange Fahrt durch die Last und Banalität der Woche. Von den Kirchen werden den Menschen an den kritischen Punkten des Lebens, wo sich die Frage nach dem Sinn des ganzen stellt (Geburt, Hochzeit, Tod vor allem), helfende Riten angeboten. Sie sprechen Sinn zu. Im religiösen Raum wird schließlich, ganz allgemein gesagt, gegen die kaum ausgesprochene, aber doch alles durchschattende Klage über die Endlichkeit des Daseins die Hoffnung auf jenseitige Transzendenz genährt.

Manchmal übernehmen die Verwalter und typischen Bevölkerer des religiösen Systems auch noch aushilfsweise Aufgaben anderer Systeme. Zum Beispiel engagieren sich in Übergangszeiten, in denen das komplexe System noch nicht voll ausgebildet ist, noch viele religiöse Elitekräfte im Raum des sozialen und des Erziehungssystems. Doch die Tendenz ist, daß auch diese Sy-

steme sich selbständig machen, ihre eigenen Verwalter bekommen und ihre eigenen Ablaufgesetze und Wertvorstellungen ausbilden. Ist das einmal da, dann haben die vom religiösen System ausgeliehenen Hilfskräfte sich, wenn sie nicht vom Platz verwiesen werden wollen, den nun geltenden Spielregeln anzupassen, und ihre endgültige Überflüssigkeit zögert sich heraus, weil sie es in ihrer höhermotivierten Hingabe oft besser machen als die anderen, die das System in Gang halten, und außerdem noch weniger kosten. Aber diese Hilfsfunktionen werden nicht mehr im allgemeinen Bewußtsein als typisch für das „Religiöse“ empfunden.

Dagegen ist die mit den ihr typischen Aufgaben betraute Religion für unsere Gesellschaft unentbehrlich. Man sieht das daran, in welchem Ausmaß doch auch von all denen, die die Dienste der Kirche kaum einmal in Anspruch nehmen, treu die Kirchensteuer bezahlt wird. Irgendwann könnte man doch einmal darauf angewiesen sein. Es ist völlig falsch zu meinen, wir steuerten einer religionslosen Gesellschaft zu. Das zeigt sich auch deutlich bei der sozialistischen Spielart unserer modernen Gesellschaft in den östlichen Bezirken der Welt. Dort will es einfach nicht gelingen, die Religion durch Atheismus zu ersetzen, ja gerade die atheistische Belehrung erzeugt in der Jugend neuen religiösen Hunger.

Allerdings stellt diese moderne komplexe Gesellschaft der Religion eine harte Bedingung. Sie hat sich strikt auf den ihr zugeteilten Bezirk der Lebenswirklichkeit zu beschränken. Sie gehört zum Individuum. Sie ist spezialisiert auf Innerlichkeit, auf Tröstung, auf die Ausschmückung des Lebens durch Festlichkeit und durch Riten. Um Gottes willen aber soll sie ihre Finger von dieser Erde und von der Gesellschaft als ganzer weglassen. Wie schreit man auf, wenn einige Bischöfe es wagen, sich öffentlich in Fragen der Politik, der Wirtschaft, der Abrüstung, der Abtreibungsgesetzgebung einzumischen. Das geht die Kirche nichts an. Wenn der Papst auf Reisen geht, wird er umjubelt, denn man braucht solche Symbole, die einem beweisen, daß der Mensch mehr ist als sein blasser Alltag. Aber wer hört auf das, was der Papst auf seinen Reisen predigt? Das Ehebett geht ihn nichts an, und die Pille ist eine praktische Erfindung.

In eine solche Vorstellung von der Aufgabe der Religion innerhalb der Gesamtkonstruktion der Gesellschaft würde es nun allerdings nicht hineinpassen, wenn die Kirche sich selbst als eine volle und für alle Dimensionen der Wirklichkeit menschlichen Zusammenlebens zuständige Gesellschaft erklären würde. Und erst recht nicht, wenn sie dazu noch von einer Kontrast- oder Modellgesellschaft reden würde. Was wir als das eigentliche Anliegen Gottes in der menschlichen Geschichte aus der Bibel erarbeitet haben, paßt also durchaus nicht in die Vorstellungen von der Gesellschaft und von der Rolle der Religion in derselben, die heute allgemein verbreitet sind.

Wenn auch Christen und Theologen aufschreien, sobald sie Wörter wie „Kontrastgesellschaft“ und „Modellgesellschaft“ vernehmen, dann müssen sie sich zumindest fragen lassen, ob sie sich vielleicht mehr an den heute sonstwo herrschenden Vorstellungen orientieren als an dem, was in der Bibel steht.

Dasselbe müssen wir uns fragen, falls auch wir mit solchen Begriffen Schwierigkeiten haben. Ich meine allerdings, zumindest uns Menschen aus den Klöstern und Orden dürfte die Annahme solcher Aussagen der Bibel auch wieder nicht so schwer fallen wie manchen unserer anderen christlichen Zeitgenossen. Denn irgendwann haben wir ja alle einmal einen Schritt getan, der uns auf Gegenkurs zu dem gebracht hat, was in unserer Gesellschaft normal ist. Irgendwo sind wir einmal ausgewandert. Irgendwie halten wir es durch, ob mit Ordensgewand, ob ohne Ordensgewand, daß wir anders sind als die Umwelt. Wir sehen unser Christensein nicht nur als eine Sache der Gebetszeiten, des Wissens um letzten Sinn und der Kunst der Tröstung an, sondern meinen zumindest für uns selbst, es habe auch mit dem Verhältnis zum Geld und mit dem Stil des Gemeinschaftslebens etwas zu tun. Warum hätten wir sonst persönliche Armut gelobt und lebten wir in einem unterscheidenden christlichen Lebensstil.

Wir sind längst um Christi willen in den Kontrast geraten und wollen auch gar nicht hinaus – so mag es uns vielleicht doch leichter als manchen anderen eingehen, daß Gottes Absicht in der menschlichen Geschichte die Verwandlung der Welt ist, und nichts Geringeres.

Damit berühren wir schon das Thema des folgenden Teils unserer Überlegungen. Daß es in der Geschichte der Kirche überhaupt zu Mönchtum und Orden gekommen ist, hängt gerade damit zusammen, daß die Kirche von Gott als eine Kontrastgesellschaft zu den Gesellschaften der Welt konzipiert ist. Unsere Gemeinschaften sind immer dann entstanden oder zu neuer Bedeutung gekommen, wenn die Kirche in ihrer Geschichte dabei war, ihre gesellschaftliche Aufgabe zu vergessen oder gar zu verraten. Dann verordnete ihr Gott die Orden als „Kirchentherapie“.

3. Die Orden als Gottes Kirchentherapie

Gehen wir von einer historischen Tatsache aus, die wahrlich erstaunlich ist und viel zu wenig bedacht wird: Am Anfang hat es in der Kirche überhaupt keine Klöster und keine Orden gegeben.

Es hat sehr wohl die beiden Charismen gegeben, die für unsere Gemeinschaften, seitdem sie existieren, das eigentliche Zentrum ausmachen: den Verzicht auf Besitz um des Evangeliums willen und den Verzicht auf die Ehe um der Gottesherrschaft willen. Nur waren sie einfach in das normale Leben der frühen Gemeinden eingebettet. Diejenigen, die Gott als (arme) Wanderprediger oder als Jungfrauen und Witwen berufen hatte, mußten sich nicht, um ihrem Charisma folgen zu können, zu eigenen Gruppen zusammenschließen, die dann gemeinsam ein Leben nach dem Evangelium lebten. Ihr „Kloster“ war die normale Gemeinde. Die Gemeinde brauchte ihre Jungfrauen, und die Jungfrauen brauchten nicht mehr als ihre Gemeinde, um die Freiheit zu gewinnen, ihrem Charisma voll entsprechen zu können.

Erst wenn wir das sehen, verstehen wir, warum es später zu den Klöstern und Orden kam. Es ist keineswegs sicher, daß es sie vom Wesen der Kirche her ge-

ben müßte. Ich kann jetzt natürlich nicht auf Einzelheiten eingehen, deshalb nur ganz grobe Striche.

Die ersten Mönche zogen sich in die Wüste zurück und schlossen sich dort dann auch wieder recht bald zu Gemeinschaften zusammen, als in der Kirchengeschichte das sich anbahnte und später auch eintrat, was man die „konstantinische“ Wende nennt. Größere Massen strömten in die Kirche ein, und nicht mehr jeder kam wirklich aus Glauben. Dann schloß die Kirche ihren Kompromiß mit dem Staat, und Bischöfe und Päpste wurden selbst zu Verwaltern gesellschaftlicher Macht im Sinne von Staatsgewalt. Der christliche Glaube wurde zur einzigen denkbaren Religion im Mittelmeerraum. Bald kam die Zeit, wo Kirchenväter wie Johannes Chrysostomos in ihren Predigten mit den klagenden Vergleichen begannen: die strahlende Kirche von einst – die heruntergekommene Massenkirche von heute.

Wenn wir unsere schon eingeführten Begriffe aufgreifen wollen, können wir sagen: In dem Augenblick, wo die Kirche aufhörte, Gottes Kontrastgesellschaft zu sein und sich an die alte Gesellschaft, wie sie schon immer gewesen war, immer mehr anpaßte, begannen die ersten Gläubigen die angeblich christlich gewordenen Städte zu verlassen und in die Wüste auszuwandern. Das war zum erstenmal die Stunde der Orden.

Es ist durchaus nicht falsch, wenn wir formulieren: Als die Kirche krank zu werden begann, verordnete ihr Gott die Mönche, die Nonnen und die Klöster als ihre Therapie. Da sie vergessen hatte, daß sie ein gesellschaftlicher Kontrast sein sollte, bekam sie selbst in ihrer Mitte einen gesellschaftlichen Kontrast verordnet.

Genau hier bewahrheitet sich auch der Gedanke, von dem wir am Anfang ausgegangen waren: daß wir eigentlich nicht eine besondere Sache in der Kirche sind, sondern letztlich einfach Christen. In den Klöstern und Orden haben sich nur immer wieder Menschen zusammengefunden, die die Spannung zwischen dem, was sie im Evangelium lasen, und dem, was sich um sie herum als christlich bezeichnete, es aber nicht war, nicht länger aushalten konnten. Sie hatten das Wort von Jesus gehört. Sie waren mit der Melodie dieses Wortes im Ohr durch die Straßen gelaufen und hatten andere gesucht, in denen die gleiche Weise tönte, sie hatten welche gefunden, und dann haben sie zusammen nichts anderes begonnen, als das zu leben, was ihr inneres Ohr vernahm. Indem sie das aber taten, wurden sie zur kontrastierenden Erscheinung. Der kranken Kirche bot Gott sie an als ihre Therapie. Hier war das Modell, an dem die Kirche ihre Anfänge wiedererkennen konnte, und oft hat die Kirche auch wieder Heilung gefunden, wenn sie auf diese Wunder blickte, die äußerlich an ihrem Rande, der Sache nach in ihrer innersten Mitte entstanden.

Im Abendland war dies zunächst vor allem die große Leistung der benediktinischen Klöster: Sie lebten einfach vor, was neue Gesellschaft war und wie die neue Gesellschaft alle Dimensionen der Wirklichkeit verwandeln kann, bis in die feinsten Verästelungen der Kultur. Die frühen Bettelorden lebten dann im Mittelalter einer Kirche, die reich geworden und von der Macht be-

essen war, wieder vor, wie eine Gesellschaft von Armen und brüderlich Gleichen aussieht. So könnte man weitergehen, bis zu den sozialen Orden der Neuzeit, die der Kirche einer technischen Erobererwelt durch ihr Leben demonstrierten, daß das Evangelium zunächst und vor allem ein Evangelium an die Armen ist und daß vor allem den Kranken und den Kindern das Himmelreich gehört. Noch in neuester Zeit sehe ich den eigentlichen Impuls der Gemeinschaften, die sich auf Charles de Foucauld zurückführen, im gelebten Kontrast zu einer herzlosen Arbeitswelt und einer überorganisierten Kirche.

Diese Liste, in der viele übersprungen oder vielleicht auch zu einseitig charakterisiert sind, hat sich vor allem an den sogenannten kontemplativen Orden orientiert. Denn sie erstellen in ihren stabilen Gemeinschaften ein Stück neuer Welt, sei das ein Kloster, sei es die kleine und gastfreundliche Wohnung einiger Kleiner Schwestern, in der doch ein Zimmer ist, wo das Heiligste Sakrament angebetet werden kann. Aber die eher aktiven, seelsorglichen Orden, etwa der meine, gehören nicht minder in diesen Zusammenhang, nur auf eine etwas kompliziertere Weise. Um sie zu verstehen, müssen wir noch einmal zum Ursprung zurück, der im Neuen Testament liegt.

Die religiösen Gemeinschaften können sich nämlich im Neuen Testament vor allem an zwei Urbildern orientieren. Da ist zum einen die Urgemeinde von Jerusalem, in der alle die Habe miteinander teilten, Gott einmütig lobten und mit schlichtem Herzen gemeinsam Mahl hielten und das Brot brachen. Dieses Bild vor allem schwebte Benedikt vor und nach ihm vielen anderen Bewegungen, vor allem jenen, die in der Gestalt von Klöstern gewissermaßen eine vieldimensionale menschliche Gesellschaft im kleinen entfalten.

Andere Gemeinschaften sehen die Gemeinschaft der Jünger vor sich, die mit Jesus übers Land zogen. Jesus hatte jeden einzelnen aus seinem ihm im Lande Israel zugefallenen Erbbesitz herausgerufen und aufgefordert, mit ihm zu wandern, allein auf die Hilfe vertrauend, die Gott immer wieder durch die Hände der Gläubigen in den Städten und Dörfern gewährte. Um der Verkündigung der neuen Gesellschaft willen auf eigene feste Teilhabe an dieser neuen Gesellschaft verzichtend, gehörten sie doch in ihren innersten Kern hinein. Sie standen einem Franziskus, Dominikus, Ignatius und den Gründern vieler neuerer Gemeinschaften vor Augen, überraschenderweise aber auch der heiligen Theresia von Avila.

Diese Gemeinschaften leben nicht selbst als „Gesellschaft“, sie leben für den Dienst an einer solchen. Sie helfen der Christenheit wieder, von ihrem Krankenbett aufzustehen.

Sieht man genauer zu, dann zeigt sich allerdings, daß sie zumindest in einem Teil ihrer Glieder auch selbst stets das neue, verwandelte Leben kernhaft verwirklichen. Es geht wohl gar nicht anders. Ganz ortlose Wanderer der Armut setzen schon gesunde, voll vom Evangelium durchdrungene Ortsgemeinden voraus, die auf sie warten, sie aufnehmen und dann auch wieder aussenden. Wo die ganz abhanden gekommen sind, müssen solche Nachfolger der alten Wanderapostel aus ihren eigenen Menschen zumindest an manchen Orten

solche Kerne neu schaffen. Wie schnell etwa ist mein eigener Orden dazu gekommen, in Ergänzung zu den wandernden Predigern, Exerzitenmeistern und Missionaren Schulen und Kollegien zu errichten, und die wurden sehr schnell dann auch zu Zentren neuer Gesellschaftsansätze in den Städten, in denen sie gebaut waren.

Wie in der frühen Kirche die Ortsgemeinden und die umherziehenden Wanderapostel durchaus zusammengehörten und einzelne Menschen häufig von der einen Gruppe in die andere wechselten oder in ihren konkreten Lebensumständen halb zur einen, halb zur anderen gehörten, so gibt es bei den einzelnen Orden und Gemeinschaften natürlich vielfache Kombinationen von Merkmalen des einen wie des anderen Grundansatzes. Und die verschiedenen Typen von Gemeinschaften bilden in den Augen Gottes sicher einen einzigen Organismus, wo alles sich gegenseitig ergänzt.

Die Lehre von den beiden biblischen Urbildern der Ordentypen scheint mir wichtig, um die Eigenart der einzelnen Gemeinschaften begreifen zu können. Vermutlich war sie eigentlich gemeint in der Unterscheidung von „kontemplativen“ und „aktiven“ Orden – einer Unterscheidung, die aus der griechischen Philosophie genommen war und eigentlich nirgends so recht paßt.

Doch welchem Urbild die einzelnen Gemeinschaften auch folgen, es geht immer darum, daß vom Leben und Tun unserer Gemeinschaften her bei uns selbst und um uns herum die neue Gesellschaft Gottes in der Welt sichtbar wird. Unsere Existenz ist Stellvertretung für die Kirche, wenn diese als große Kirche in ihrer eigentlichen Aufgabe versagt. Es ist zugleich Therapie für diese Kirche – am Kontrast der Orden soll sie ihre Krankheit erkennen und Heilung gewinnen. Wenn die Orden diese therapeutische Aufgabe zu einem bestimmten Zeitpunkt einmal voll erfüllt hätten (oder auch: wenn Gott auf andere Weise die Gemeinden der Großkirche wieder in den Glanz ihres Anfangs zurückgeführt hätte), dann wären keine Orden mehr nötig. Dann könnte jedes Charisma seinen Ort wieder inmitten der normalen christlichen Gemeinde finden.

Doch solange dies nicht der Fall ist, bleibt es eine wahrhaft große Aufgabe, die Gott den Klöstern, Orden und Gemeinschaften für seine Kirche und über sie für seine ganze Welt zugedacht hat. In ihnen wenigstens soll sich verdichten, was an sich die Aufgabe der ganzen Kirche wäre: Gottes Zeichen für die menschliche Gesellschaft zu sein.

Damit kommen wir zur letzten Frage: Wie steht es heute mit den Orden und der Kirche?

Zweifellos will Gott auch in unserer Zeit, und gerade in unserer Zeit, der in immer größere Nöte geratenden menschlichen Gesellschaft auf seine Weise helfen: indem er in ihrer Mitte sein Kontrastmodell entstehen und leuchten läßt. Dessen können wir sicher sein, einfach weil die Bibel es uns lehrt.

Allenthalben wird auch neu empfunden, daß es Gott nicht nur um die Seelen und nicht nur um die Rettung im Jenseits geht (so zentral beide Dinge sind), sondern um diese ganze Welt in ihrer umfassenden Not. Die Theologie der

Befreiung, von der jetzt so viel geredet wird, ist eine einzige laute Proklamation dieser Wahrheit, wenn sie vielleicht auch viel zu wenig sieht, was doch in ihrer Mitte durch die Basisgemeinden Gestalt gewinnt: daß Gott die Welt nicht durch politische Aktionen verändert, sondern durch Erstellung einer lebendigen Gegenwirklichkeit.

Wie stehen in solchen Fragezusammenhängen heute die Klöster und Orden da?

4. Der neue Ruf nach christlicher Kontrastgesellschaft und die Orden von heute

Die Krankheit der Kirche, von der Kardinal König schrieb, besteht weithin in ihrer Anpassung an die „Welt“.

Nach meiner eigenen Meinung muß man von einem Unvermögen sprechen, beim Wort „Welt“ die Geister zu unterscheiden.

Das Zweite Vatikanische Konzil gilt als das Konzil der Öffnung der Kirche zur Welt. Vorher war unsere Kirche eine wohlbewehrte Festung. Nun hat sie, um ein Wort zu gebrauchen, das Hans Urs von Balthasar damals vor dem Konzil geprägt hat und das er inzwischen wahrscheinlich zutiefst bereut, „die Bastionen geschleift“ und alle Türen zur Welt geöffnet.

Es war auch Zeit dafür, daß bestimmte Dinge geschahen. Denken wir nur an manches, was auch in den Orden mit Recht geändert wurde. Traditionalisten, die nicht mit dem Glauben, sondern weithin nur mit Gedankenlosigkeit und mangelndem Gefühl für die Veränderungen in der Umwelt zusammenhängen, wurden mit Recht ausgeräumt. Dazu ist ganz neu das Gefühl der Verantwortung der Christen für alles, was in der menschlichen Welt vor sich geht, aufgeweckt worden. Die Perspektiven wurden erweitert. Das alles war im Sinne der Väter des Konzils.

Aber nicht mehr. Nicht ein Verzicht darauf, zugleich als Kirche, die das Werk Gottes ist, nun gerade in eklatantem Kontrast zu dem zu stehen, was in einem anderen Sinne „Welt“ heißt und was der „Fürst dieser Welt“ in unserer Geschichte als menschliche Wirklichkeit zu produzieren versteht.

Die beiden verschiedenen Bedeutungen des Wortes „Welt“ stehen schon in der Bibel selbst nebeneinander.

Die „Welt“, das ist einerseits die Schöpfung Gottes, ist die Fülle der Wirklichkeit, ist die Vielheit der Dimensionen des menschlichen Lebens. Gott will nicht nur die Seele. Gott will nicht nur den Geist. Gott will nicht nur den einzelnen. Gott will nicht nur das Jenseits. Nein, Gott will alles erfassen, verwandeln, zum wahren Glanz der Schöpfung bringen: auch unseren Leib, auch unser Geld, auch die Materie, auch die Kunst und die Welt der Schönheit, die ganze menschliche Gesellschaft in all ihren Dimensionen.

Insofern ist es immer Verrat am Glauben, wenn Christen sich der „Welt“ entziehen. Die Orden haben das auch nie getan. Das zu meinen wäre ein radikales Mißverständnis. Der Kosmos eines benediktinischen Klosters erstellt „Welt“. Wenn eine Schule ganzheitlich junge Menschen für das Leben bereitet, reproduziert sie Gesellschaft, wieder also „Welt“, nicht nur Seelen. Wenn Kranke gepflegt und geheilt werden, ja selbst wenn alte Menschen bis zu ihrem Tod hin betreut werden, geht es um den Leib, also nicht nur ums Jenseits, genau so ums Diesseits, also um „Welt“. Wenn umgekehrt die Christen von heute das Diktat unserer Gesellschaft akzeptieren, der Glaube sei nur noch für den „religiösen Bereich“ zuständig, verzichten sie auf die „Welt“, die der Glaube ja erfassen und verwandeln soll. Man kann daher die Frage stellen, ob manches, was nach dem Konzil als Öffnung zur „Welt“ geschah und nichts anderes war als Kapitulation vor unserer konkreten Gesellschaftskonstruktion, nicht eigentlich auf das Gegenteil hinauslief. Es half, den Glauben noch weltloser zu machen.

Dann gibt es aber schon in der Bibel auch den zweiten Begriff von „Welt“. Es ist jene „Welt“, die man später oft als die „böse Welt“ bezeichnet hat. Ihr zu verfallen galt als „Verweltlichung“. Hierhin gehört die „Sünde der Welt“. „Er kam in sein Eigentum, aber die seinen nahmen ihn nicht auf.“ Damit hängt die johanneische Rede von der „Finsternis“ zusammen. Ferner die spätere Erbsündenlehre, von der heute kaum mehr gesprochen wird. Bis in die letzten Bausteine, bis in alle ihre Strukturen hinein sind die menschlichen Gesellschaften von vergangenen menschlichen Sünden geprägt, die ihre Spuren hinterlassen haben. Immer neue Gewalttaten und zahlloser Verrat am Menschen erhöhen ständig den Bosheitsgehalt unserer Gesellschaft. Gerade auch das innerste Konstruktionsprinzip unserer heutigen Gesellschaft, das es ihr erlaubt, das Religiöse da, wo auch sie nicht ohne es auskommt, zwar zuzulassen, ihm aber den Zugriff auf das Ganze der Wirklichkeit systematisch zu verwehren, scheint mir „Welt“ im ganz und gar negativen Sinne des Wortes zu sein. Niemals dürften wir der „Welt“ in diesem Sinne unser Einverständnis erklären.

Dieser negative Sinn des Wortes „Welt“ hat wohl bei der „Weltzuwendung“ der Christen, die das Konzil ausgelöst hat, eine etwas zu geringe Rolle gespielt. Wir haben oft zu wenig die Geister unterschieden. Wir haben uns angepaßt, wo von uns, gerade um der Welthaftigkeit des Glaubens willen, eher der Kontrast gefordert gewesen wäre.

Das gilt von der Kirche als ganzer, es gilt in allen Erdteilen, es gilt von den Laien wie von der Hierarchie. Es gilt möglicherweise mehr, als wir vermuten, auch von den Orden. Wir müssen uns der Frage stellen, ob wir nicht „verweltlicht“ sind und Gott uns deshalb die Jugend verweigert.

Nun ist es ja nicht so, daß wir uns daraufhin nicht schon oft befragt hätten. Allerdings: Stellen wir die Frage an der richtigen Stelle? Könnte es vielleicht sein, daß unsere „Verweltlichung“ schon viel älteren Datums wäre als das Konzil und die ihm folgende „Weltzuwendung“?

Natürlich gibt es auch die „Verweltlichung“ im Gefolge des Konzils. Es gibt oft falsche Anpassung im Verhalten und im Lebensstil einzelner Patres, Brüder und Schwestern. Es gibt darüber hinaus oft ein geheimes Einverständnis des Schweigens über diese Dinge. Wir müßten wieder lernen, daß zu den wichtigsten Stücken unserer Tradition die brüderliche und schwesterliche Zurechtweisung gehört. Wie offen und bis ins Allerpersönlichste hinein spricht man in den Versammlungen neuer christlicher Gruppen und Gemeinden oft miteinander, wie sehr erfahren sie gerade diese Versammlungen als die Mitte ihrer neuen Existenz, und welche Angst hat man heute oft in den älteren Orden voreinander, wie sehr zieht man sich dort oft voreinander in die Wolken eines seltsam toleranten Schweigens zurück. So wird es möglich, daß nachkonziliare Reformen sich in ihr Gegenteil verkehren, in Verweltlichung der einzelnen, und keiner hält diesen Prozeß auf.

Trotzdem: Es gibt vermutlich eine schwerwiegendere und zugleich viel schwieriger zu erfassende Gestalt unserer Verweltlichung. Um sie geht es im folgenden allein. Sie hat auch nichts mit der nachkonziliaren Öffnung zur Welt zu tun. Sie dürfte in den meisten Fällen viel älter sein.

Haben wir uns vielleicht oft gerade in dem, was wir als unser Besonderes und als unsere eigentliche apostolische Leistung betrachten, dieser Welt angepaßt? Könnte es sein, daß gerade unsere Arbeit, unser Mühen, unser Eifer, von wie guten Motiven sie auch immer getragen sind, im Endeffekt nicht für Gott arbeiten, sondern gegen ihn – weil sie in Großzusammenhänge geraten sind, die dieser Welt und nicht der Gegenwelt Gottes angehören? Sind unsere Werke, in die wir unsere letzte Kraft hineinstecken, nicht vielleicht manchmal höchst angepaßte Teilsysteme unserer vom Grundansatz her unchristlichen und inhumanen Gesellschaft? Dienen unsere Werke, so wie sie sich entwickelt haben und jetzt funktionieren, wirklich dem Bau einer göttlichen Kontrastgesellschaft – oder sind wir letztlich dumme und billige Fronarbeiter, die in Ägypten an den Städten des Pharaos bauen? Helfen wir zum Beispiel in unseren Krankenhäusern und Altersheimen – bei allem Guten, das wir darin den einzelnen Menschen tun und das Gott uns als einzelnen sicher auch lohnen wird – nicht doch nur voll unerleuchteten Eifers einer Gesellschaft der Gesunden und Jungen, der Erfolgreichen, Lebenstüchtigen und Protzen, das, was sie stören würde, nämlich die soziale Abweichung, die Krankheit, das Alter, das Leid und das Sterben, so zu organisieren und zu verwalten, daß es die anderen möglichst wenig behelligt? Führen unsere Schulen, so wie sie jetzt angelegt und ins Gefüge des gesamten Erziehungssystems eingepaßt sind, Menschen in das Leben einer christlichen Kontrastgesellschaft hinein oder reproduzieren sie nicht doch genau den Menschen, der in unserer heutigen Gesellschaft zurechtkommt und sich in ihr zu Hause fühlt?

Das, was ich hier meine, habe ich in zwei Kapiteln meines Büchleins „Der Geschmack der Hoffnung“ (Herder, 1983) etwas ausführlicher darzustellen versucht für die beiden wichtigsten Tätigkeitsbereiche vieler unserer Gemeinschaften: die Krankenhäuser und die Schulen. Darauf möchte ich verweisen, und hier nur noch einiges andeuten.

Aber zuvor, damit ja keine Mißverständnisse entstehen: Unsere Schulen und Krankenhäuser sind zweifellos oft besser, menschlicher, christlicher als die profanen und staatlichen Schulen und Krankenhäuser nebenan. Auch gibt es – gerade jetzt, wo unsere Zahlen so zurückgehen und die meisten von uns schon so alt sind, daß sie eigentlich längst aus der Arbeit heraus sein sollten – ein Ausmaß an Arbeit, Liebe, Aufopferung, Hingabe, das man oft nur als heroisch und heilig bezeichnen kann. Viele Menschen spüren und wissen es auch. Mit Recht zeigen sie oft kindliche Dankbarkeit und Anhänglichkeit.

Aber genau hier beginnen auch die Probleme. Ist es denn so sicher, daß christliche Kontrastgesellschaft durch Streß und Heroismus erkennbar wird? Müßte die wahre Christheit nicht vor allem einmal auch gegen sich selbst barmherzig sein? Müßte sie nicht reich sein an Zeit und Gelassenheit, frei, heiter und glücklich – weil eine christliche Gesellschaft als ganze so angelegt ist, daß der einzelne Mensch sich nicht übernehmen muß?

Aber das ist nur die allererste Gegenfrage. Deshalb nun weiter: Sind Schulen und Krankenhäuser dadurch, daß sie ein wenig besser sind als die anderen und daß hin und wieder in ihnen vielleicht etwas mehr von christlichen Dingen gesprochen wird, schon christlicher Kontrast zu unserer nichtchristlichen Gesellschaft? Sie sind doch in ihrem Gefüge genau so angelegt wie die anderen Schulen und Krankenhäuser der gleichen Gesellschaft. Ich setze dabei als selbstverständlich voraus, daß dann, wenn Christen sich zu wirklich kontrastierenden Werken dieser Art entschließen würden, selbstverständlich ein Weg zurückgelegt werden müßte und man zumindest zunächst sicher auch nicht ohne Kompromisse auskäme. Aber wissen wir uns denn auf einem solchen Weg und sehen ein Ziel vor Augen, auf das wir zugehen? Würden wir nicht doch alles ungefähr genau so machen, auch wenn es keine harten und einengenden staatlichen Vorschriften gäbe? Setzen wir uns nicht willig dem Konkurrenzdruck der staatlichen und nichtchristlich-profanen Parallelunternehmen aus und versuchen sie innerhalb des gemeinsamen Grundansatzes dann nur zu übertreffen?

Wann haben wir uns als Gemeinschaft zum letzten Mal die Zeit genommen, mit alternativem Wagemut grundsätzlich darüber nachzudenken, wie – durchaus unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts und unserer mitteleuropäischen Situation – denn nun christlicher Umgang mit Kranken und Alten und christliche Erziehung aussehen würden? Vielleicht kämen dann zumindest manche Mammutbetriebe, die wir jetzt managen, gar nicht mehr vor.

Hier wäre noch so viel zu sagen. Doch ein nächster Gedankenschritt: Könnte es nicht sein, daß uns gerade deshalb der Nachwuchs ausbleibt, weil die jungen Leute gegenüber den Unternehmungen, in die sie ja dann einsteigen müßten, instinktiv Unbehagen empfinden? Daß sie das Christliche suchen, es aber hier nicht erkennen können? Manchmal mag die große Strahlungskraft einer einzigen Schwester oder einiger weniger all das überspielen, und an einzelnen Stellen kommt dann doch plötzlich Nachwuchs. Aber das sind offenbar seltene Ausnahmen. Im allgemeinen gewinnen die jungen Menschen trotz des unsagbaren Heroismus der vielen doch eher jenen Eindruck, den

das Gesamtwerk vermittelt. Diese Menschen wollen – auch wenn sie es vielleicht oft nicht so präzise formulieren können – die christliche Alternative zu jener Welt ihrer Eltern, die ihnen zum Himmel stinkt. Aber in diesen Institutionen würden sie doch nichts anderes werden als ein besonders hart ausgebeutetes Rädchen in der Maschinerie eben dieser gehaßten Welt, und das auch noch mit hohen christlichen Motiven. Nein, danke, sagen sie dann. Und sind unglücklich zugleich. Denn sie suchen doch die Alternative und können sie nicht finden.

Ich komme auf solche Gedanken gerade deshalb, weil ja in den sogenannten kontemplativen Orden die Nachwuchssorgen zum Teil nicht existieren und wohl nirgends jenes Ausmaß angenommen haben wie in den karitativ tätigen und den Lehrorden. Die kontemplativen Klöster waren in den letzten Jahrzehnten nicht gezwungen, ständig neue Anpassungen an die Forderungen unserer „fortschrittlichen“ Gesellschaft und an ihre Indoktrinations- und Leidschiebungssysteme vorzunehmen. Sie sind altmodisch geblieben, wie sie waren, trotz mancher durchaus bemerkenswerter nachkonziliarer „Reformen“. Mir scheinen viele ihrer Sitten, Kleidungsweisen und Umgangsformen an sich für die aus einer modernen Jugendkultur kommenden Jugendlichen von heute nicht gerade speziell attraktiv zu sein. Aber über so etwas scheinen dann junge Menschen, die den Ruf zu einem solchen Orden hören, doch auch wieder ohne allzugroße Schwierigkeiten hinwegzukommen. Offenbar können sie an diesen Klöstern doch das für sie Entscheidende in den Blick bekommen. Sollte es nicht darin bestehen, daß hier der wahre Charakter des Christlichen, das Kontrastgesellschaftliche, vielleicht doch deutlicher erkennbar wird als es die, die einen Beruf zum Lehren oder zum Dienst an den Kranken und Alten hätten, bei den entsprechenden aktiven Orden und ihren Werken noch wahrnehmen können?

Nun liegt es nah, die Schuldfrage zu stellen. Wieso kam es zu der Entwicklung, die unsere Schulen und Krankenhäuser offenbar genommen haben? Aber vielleicht sollten wir mit der Frage nach der Schuld eher zurückhaltend sein. Zum einen liegen die Anfänge der Entwicklung meist schon mehrere Generationen zurück, oft schon am Anfang des Jahrhunderts. Können wir heute noch das Gewissen unserer Väter und Mütter von damals erforschen? Hilft das viel? Zum andern sind sie wahren Schuldigen sicher diejenigen, die unsere Gesellschaft immer weiter in der Entwicklung zu jenem System vorantrieben, das sie heute darstellt. Das waren die Mächtigen, und die Ordensleute waren die „Kleinen“, die die Dinge nicht durchschauten, denen die Großen „Ärgernis“ gaben, wie es das Evangelium formuliert. Vermutlich haben unsere Vorgänger gar nicht überschauen können, welche Entwicklung sie einleiteten, als sie zum Beispiel größere Krankenhäuser bauten, und nachher kamen die sogenannten Sachzwänge, ein Schritt ergab den anderen, und bei keinem hat man die Idee gehabt, noch einmal das Ganze grundsätzlich zu überdenken.

Aber auch, wenn sich die wirkliche Schuld kaum noch festmachen läßt: Das heißt ja nicht, daß nicht jetzt, wo man den Baum an den bitteren Früchten er-

kennen kann, vielleicht eine gemeinsame Bekehrung fällig wäre, die uns aus dem letztlich bösen Gesamtgefüge, in dem wir hängen, herausführt.

Das ist das eine: Der Ruf nach christlicher Kontrastgesellschaft erklingt, aber viele Orden sind in Lebens- und Werksgestalten hineingeraten, die eher nach Anpassung und Kollaboration mit der „Welt“ aussehen als nach Alternative. So kann sie Gott, falls sie sich nicht über alles Persönliche des einzelnen hinaus auf dieser Ebene ihrer Gesamtgestalt bekehren, für sein Werk nicht mehr gebrauchen. Er muß mit neuen Menschen neue Anfänge setzen.

Das führt zum anderen. Solche neuen Anfänge sind vielleicht auf jedem Fall heute nötig. Sie wären es sogar, wenn die alten Orden nicht oft so sehr zu Handlangern unserer Gesellschaft geworden wären.

Vielleicht hat sich in unserer Welt vieles so sehr verändert, daß die Orden mit ihrem gerade ihnen eigentümlichen Grundansatz gar nicht mehr die heute nötige Kirchentherapie Gottes sein können – oder vielleicht eher: daß neben ihnen noch anderes, ganz Neuartiges nottut.

Für alle Klöster, Orden und ähnliche Gemeinschaften der bisherigen Geschichte ist es ja kennzeichnend, daß die Menschen, die in ihnen zusammenkommen, zumindest zwei besondere Charismen haben, das des Besitzverzichts und das des Eheverzichts. Das drückt sich zum Beispiel seit dem Mittelalter darin aus, daß die entsprechenden Gelübde, das der Armut und das der Keuschheit, in den theologischen und kirchenrechtlichen Theorien über den sogenannten „Stand der Vollkommenheit“ zu den drei Wesensbestandteilen der Orden gezählt werden.

Daß gerade Menschen mit diesen beiden Charismen als erste aus der langsam sich anpassenden Christenheit auswanderten und das Christentum als Kontrastwirklichkeit in der Wüste gewissermaßen noch einmal von vorn begannen, ist leicht verständlich. Denn diese beiden Charismen gehören zu den leuchtendsten, aber auch zu den zartesten und gefährdetsten Blüten des christlichen Gartens. Sie können nur aufblühen, wenn alle anderen Gewächse der Pflanzung Gottes sie schützend und stützend umgeben. Wenn die Christenheit sich anzupassen beginnt, geht diesen Charismen als ersten der Atem aus. So haben sie als erste nach einer Möglichkeit des Weiterlebens Ausschau gehalten, sie haben sich zusammengetan und dann gewissermaßen unter sich neu den Raum erstellt, in dem sie die Freiheit, nach ihrer Berufung zu leben, wieder hatten. Genau auf diese Weise gewann Gott wieder neue Ansätze des Kontrasts, so schuf er sich seine Kirchentherapie. Insofern könnte man auch den Gedanken denken, daß dann, wenn einmal wieder alle Gemeinden wirkliche Gemeinden sind, eigentliche Orden nicht mehr nötig wären. Die in ihnen versammelten Charismen hätten in den Gemeinden selbst ihre Heimat.

Doch zunächst ist eines wichtig: diese kirchentherapeutischen Neuansätze christlichen Kontrasts waren gerade deshalb, weil in ihnen ganz bestimmte Charismen zusammengekommen waren, niemals im vollsten Sinn das, was Gott aus der Welt machen will. Es gibt ja auch die entgegengesetzten Beru-

fungen, und sie sind in der Kirche genau so wichtig: den Auftrag zum rechten Umgang mit dem Besitz und den Auftrag zur christlichen Familie. Diese und andere Berufungen wurden in den Klöstern und Orden natürlich nicht gelebt. Es war wohl in der ganzen Kirchengeschichte bis jetzt nicht nötig. Die Christenheit war wohl nie so sehr heruntergekommen, daß sich außerhalb der Orden so gut wie gar kein neuer Umgang mit den Gütern und gar kein christlicher Ansatz von Familie mehr gefunden hätte. Wahrscheinlich glühte immer noch die Glut unter der Asche. Oder, um auf ein uns allen bekanntes Märchen anzuspielen: Oft lag wohl Gottes Dornröschen nur in einem tiefen Schlaf; aber sobald der Prinz kam, ich meine der neue Orden der geschichtlichen Stunde, und die Prinzessin küßte, wachte sie auf und war wieder lebendig und schön wie eh und je.

Heute dagegen ist die Frage, ob unsere neue und noch gar nicht voll von uns durchschaute komplexe Gesellschaftskonstruktion mit ihrer vollen Abtrennung des Bereichs der Wirtschaft und des Bereichs der Familie vom Bereich des Religiösen nicht die Möglichkeiten eines christlichen Umgangs mit den irdischen Gütern und mit einer Ehe so von den Wurzeln her unmöglich gemacht hat, daß eine heutige Kirchentherapie Gottes auch diese Berufungen in neuen Kontrastgemeinschaften selbst vorleben müßte. Das aber können die traditionellen und inzwischen geradezu zu einem kirchlichen „Stand“ zementierten „Orden“ nicht. Sie sind als Gemeinschaften von nur Besitzlosen und nur Ehelosen festgelegt.

Man könnte noch weitere, analoge Überlegungen anstellen. Zumindest eine möchte ich kurz andeuten. In unserem Jahrhundert hat es geradezu eine Explosion der Möglichkeiten menschlicher Berufe gegeben. 1850, zu Beginn der industriellen Entwicklung, arbeiteten noch 85% der Bevölkerung in der Landwirtschaft. Heute sind es bei uns noch ungefähr 5%, und sehr viele Bauernhöfe sind überdies nur Nebenerwerbsbetriebe. Im Mittelalter konnte ein vor allem als landwirtschaftliches Unternehmen entworfenes Benediktinerkloster vom Beruflich-Wirtschaftlichen her eigentlich fast der ganzen Bevölkerung seiner Region vorführen, wie gerade in ihrer Lebenswelt ein christlicher Kontrast aussehen könnte. Heute hätten die meisten Menschen einfach von ihrer beruflichen Erfahrung her für das Kontrastierende eines solchen Klosters gar keine Antenne mehr. Der Kontrast müßte heute für die Masse der Bevölkerung von Gemeinschaften vorgelebt werden, die über eine ganz andere Breite von Berufskombinationen verfügen. Sonst kann man das, was die Christen leben, nicht als etwas, was einen selbst angeht, wahrnehmen.

Nun gibt es in der Tat einige neue Gründungen, die in neue Berufsbereiche vorstoßen. Ich denke etwa an die Kleinen Brüder und Schwestern, die niedrige Arbeitertätigkeiten suchen, oder an manche Säkularinstitute, die bewußt Menschen verschiedenster profaner Berufe in sich vereinigen. Allerdings ist bei den Säkularinstituten das kontrastgesellschaftliche Bewußtsein anscheinend oft nicht im Vordergrund, man hält ja zum Teil sogar die Zugehörigkeit zu seiner Gemeinschaft geheim.

Auf jeden Fall sind die meisten Orden auf ganz wenige schmale Sektoren der heute so vielfältigen und fast unübersehbaren Welt der Berufe eingegrenzt. Da ist die alte Tradition der Landwirtschaft, da ist die Kindererziehung, da sind bestimmte soziale Berufe, vor allem Kranken- und Altenpflege. Dazu kommen bei den sogenannten apostolischen Orden die kirchlich-pastoralen Tätigkeiten, die der heutige Mensch aber spontan gar nicht mehr dem gesellschaftlichen Bereich Wirtschaft zuordnet, sondern sofort der Verwaltung des Subsystems Religion. Wenn zur Zeit manche Orden, die bisher nur im sozialen Bereich tätig waren, stärker in die kirchliche Pastoral drängen, ist das nur eine Verschiebung innerhalb des sowieso schon besetzten schmalen Sektors und ändert nichts am Gesamtbild. Vielleicht ist es sogar ganz im Sinne unserer Gesellschaft: wieder ein Stück Verzicht auf Welt, ein Rückzug ins Innerreligiöse.

Die meisten Orden sind also heute auch auf dem so wichtigen Feld der Wirtschaft und der Berufe eigentlich viel zu schmalbrüstig. So können sie den Menschen nicht als ein Gegenentwurf zu der von diesen durchaus oft als ungenügend, ja als böse empfundenen modernen Gesellschaft entgegnetreten.

Gott muß, wenn er heute Gegengesellschaft neu aufleuchten lassen will, hinsichtlich der Zahl der dort vorhandenen Charismen ebenso wie hinsichtlich der Vielfalt der dort vorhandenen Berufe gewissermaßen neue und viel breiter angelegte Wege ausdenken. Zweifellos wäre auch heute eine Kirchentherapie Gottes Entstehung neuer Gemeinschaften. Aber damit sie unter den heutigen Bedingungen als Gottes weltverwandlendes Werk erkennbar wären, müßten in ihnen neben Ehelosen auch Verheiratete sein, neben Besitzverzichtenden auch mit eigenem Besitz Wirtschaftende, neben apostolisch, erzieherisch, sozial und landwirtschaftlich Tätigen auch Menschen vieler anderer Berufe.

Das haben wir jetzt theoretisch konstruiert. Nun ist es ja immer ein etwas gewagtes Unternehmen, dem Herrn der Welt gewissermaßen vordenken zu wollen, wie er die Dinge wohl sehen müßte. Doch ich muß an dieser Stelle gestehen, daß unser Gedankenspiel in Wirklichkeit gar keines war. Ich habe alles nur aus darstellerischen Gründen zunächst einmal in dieser Form vorgetragen. In Wahrheit war es nur eine Art Nachzeichnung dessen, was in der Kirche in unseren Jahren schon vor sich geht. Gott hat unter uns längst auf diese Weise zu handeln begonnen. Wir können die neuen, von ihm gewirkten Wunder in unserer Mitte schon erleben.

Ich denke dabei an manche Neuaufbrüche unserer Tage, etwa an das, was man aus Lateinamerika über manche Basisgemeinden oder aus Afrika oder anderen Teilen der dritten Welt über „small christian communities“ (kleine christliche Gemeinschaften) erfährt. Aus unserem mitteleuropäischen Bereich denke ich persönlich an jene neue Gemeinschaft, in der mir die Augen für vieles aufgegangen sind und mit der ich eng verbunden bin, die „Integrierten Gemeinden“ in München und anderswo.

An vielen Orten der Welt scheint jetzt gleichzeitig ein Impuls hochzukommen, der unmittelbar an die Impulse erinnert, die in früheren Epochen der Kirche zu diesem oder jenem Orden geführt haben. Plötzlich sind wieder Menschen in unserer Mitte, die erklären: Wir sind so frei und wollen nun wirklich als Christen leben, so wie wir es aus dem Evangelium zu vernehmen glauben, und wenn ihr euch wundert, wie das aussieht, dann um so besser!

Einerseits ist alles anders als bei den bisherigen Aufbrüchen. Denn hier kommen nicht nur Ehelose zusammen, ja bei manchen sind es zunächst nur Verheiratete und junge Menschen, die irgendwann heiraten wollen. Aber zugleich könnte ich von vielen Menschen Berufungsgeschichten erzählen, die sich in ihrer Art und in ihrem inneren Glanz in nichts von den Berufungsgeschichten unterscheiden, die früher die Menschen in die Klöster geführt haben und das ja auch heute oft noch tun.

Dasselbe und nicht dasselbe. Wenn uns aufgeht, daß die Melodie, die Gott mit uns gespielt hat, nun auch von diesen Instrumenten seines großen Orchesters aufgegriffen wird, dann müßte uns das mit reiner Freude erfüllen. Es kommt ja nicht darauf an, daß gerade unsere Gemeinschaft floriert, sondern allein darauf, daß Gottes Melodie in der Welt weitererklingt.

Ich denke auch gar nicht, daß alle älteren Gemeinschaften durch die Erweckung solcher neuer Wirklichkeiten in der Kirche nun einfach überflüssig werden. Das führt zu einer weiteren Überlegung.

Vielleicht lehren diese neuen, geistgewirkten Ansätze christlicher Kontrastgesellschaft auch uns wieder neu zu sehen, wo wir herkommen, wer wir sind und wer wir sein könnten.

Vielleicht können von ihnen zum Beispiel manche Orden, die sich in Aktivitäten aufreihen, neu lernen, daß es nicht so sehr auf bestimmte Tätigkeiten ankommt, sondern vor allem auf das Sein: auf das Modell einer christlichen Alternative, die Gott durch Menschen, die sich zum Evangelium bekehren ließen, seiner Welt vorzeigen will. Wo das gelernt wird, nähert man sich in der Regel eher den eigenen Ursprüngen als daß man sich von ihnen entfernt.

Vielleicht können viele unserer Gemeinschaften an ihnen auch erst wieder ablesen, was das innerste Herz des gesellschaftlichen Kontrasts der Christen zur Welt ausmacht: die Versammlung (ekklesia, „Kirche“, heißt auf deutsch „Versammlung“), in der immer wieder vom Evangelium her Versöhnung geschieht und das Wunder der Einmütigkeit zustandekommt, weil keiner vor keinem mehr Angst haben muß.

Und manche Orden können sich, von diesen neuen Wirklichkeiten angeregt, vielleicht auch daran erinnern, daß sie in ihren früheren Epochen gar nicht als reiner Verband von Ehelosen gedacht waren. Daß sich vielmehr von Anfang an oft ein Ring von Oblaten oder dritten Orden oder marianischen Kongregationen oder wie immer das hieß um die ehelosen Kerne herumgelegt hatte, und daß eigentlich erst beides zusammen die wirkliche Realität dieses

bestimmten geistlichen Aufbruchs gewesen war: sagen wir, die ganze franziskanische „Familie“, oder in neuester Zeit, die ganze „Familie“ von Charles de Foucauld.

Vielleicht bestehen auch deshalb viel weniger tiefe Gräben zwischen diesen neuen Arten von Gemeinschaften und uns, als man im ersten Augenblick meinen möchte, weil ja auch unser Eigenstes, vor allem das Charisma der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen, in diesen neuen Gemeinden plötzlich wieder mit Macht hervorbricht – wovon ich durchaus Geschichten erzählen könnte.

So erleben wir auf einmal unsere Gegenwart als eine Welt, in der Gott ersichtlich handelt. Er führt das ihm eigene Werk in der Geschichte weiter. Er will die Welt verwandeln, und er tut das durch die Kirche. Wenn die Kirche selbst darniederliegt, weckt er neue Bewegungen in ihr auf und benutzt, wenn sie sich nur verwenden lassen wollen, auch die Söhne und Töchter früherer Erneuerungsbewegungen wieder als seine Therapie für die Kirche als ganze. Wir haben allen Anlaß, zu prüfen, ob wir und unsere Werke noch dem Maßstab entsprechen, den wir aus der Bibel kennen, oder ob wir uns der Welt angepaßt haben. Wenn junge Menschen nicht zu uns, sondern zu neuen Aufbrüchen hingeführt werden, kann das nur ein Grund dazu sein, auch hier unseren Gott am Werk zu sehen und ihn dafür zu preisen. Ich habe auch gar keine Angst: Je mehr wir wieder allein auf Gott und sein Handeln blicken, desto mehr wird Gottes Kontrast auch wieder an uns aufleuchten, und das werden auch die jungen Menschen sehen. Vielleicht passieren dann auch mit uns Dinge, an die wir schon gar nicht mehr zu denken wagen.

Ich halte es für falsch, zu sagen, für manche Orden gebe es heute nur noch einen Rat: Sterben zu lernen. Leider sagen das oft gerade die, die uns andererseits am liebsten rieten, ja keines von den Werken aufzugeben, die uns längst über den Kopf gewachsen sind.

Sicher, nur der Kirche als ganzer ist zugesichert, daß bis ans Ende der Zeiten die Pforten der Hölle sie nicht verschlingen werden. An dieser Verheißung partizipiert kein einziger Orden. Es ist niemals auszuschließen, daß ein Orden an das Ende seiner Geschichte kommt. Wir müssen immer dazu bereit sein, daß es uns in einen solchen Zusammenhang verschlägt. Aber umgekehrt sind alle Schlußverfahren, die nun aus lange ausbleibendem Nachwuchs, aus eingetretener Überalterung oder aus irgendwelchen Analysen der heutigen Gesellschaftsstrukturen, und sei es die Wandlung von der Großfamilie zur Kleinfamilie, das baldige Aussterben eines Ordens oder gar vieler Orden verkünden, einäugig und gefährlich. Sie vergessen, daß es so etwas wie Bekehrung geben kann, vergessen, daß die Berufe zu einem solchen Leben niemals auf menschliche Weise produziert werden und daß überhaupt die Existenz solcher Kontrastwirklichkeiten Gottes stets auf einem Wunder beruht. Die Welt des Wunders ist aber immer für Überraschungen gut.

Vergessen wir nie: Gott kann dem Abraham selbst aus den Steinen der Wüste Kinder erschaffen.